

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 17.

Wiesbaden, den 28. April 1895.

II. Jahrgang.

— Sinnspruch. —

Wer weiß zu leben?
Der zu leiden weiß!
Wer zu genießen?
Der zu meiden weiß!

Die amerikanischen Frühpflirsche

von G. W. Uhlir in Sichtenthal bei Baden-Baden.
Nachdruck verboten.

Durch die Einführung der amerikanischen Frühpflirsche ist es möglich geworden, die Pflirschkultur auch dort einzubürgern, wo sie seither wegen ungünstiger klimatischer Verhältnisse nicht möglich war.

Ich kenne kaum einen lohnenderen Zweig der Obstbaumzucht, wie den der Pflirschkultur. Für die ersten Ende Juni oder Anfangs Juli zu Markt kommenden Pflirsche zahlen die meisten Herrschaften hier in Baden-Baden gern 40–50 Pfge. pro Stück, welcher Preis allerdings nach und nach auf 5–6 Pfge. herabgeht. Aber auch dieser niedrige Preis von 5–6 Pfgen. macht die Pflirschkultur noch so sehr lohnend. Die ersten Früchte kommen theilweise aus Südfrankreich und Italien, werden aber auch zum Theil bei uns in Deutschland an Spalieren unter Glaschutz gezogen und erzielen speziell letztere weit höhere Preise, da sie einen viel feineren Würzduft besitzen als die eingeführten, welche des Verstandes wegen vor der vollständigen Reife gepflückt werden müssen.

Durch die Einführung frühreifender amerikanischer und theilweise auch englischer und französischer Sorten ist es erst möglich geworden, die Pflirschkultur selbst in Mittel- und Norddeutschland nicht nur aus Liebhaberei, sondern auch als eine lohnende Kultur zu betreiben. Früher ließ man den Grundsatz gelten, daß überall da, wo der Weinbau mit Erfolg betrieben wird, auch der Pflirschaum noch gedeiht. Thatsächlich findet man auch hier in Baden sowie im Elsaß viele Pflirsche in den Weinbergen, allerdings meist spät, aus Fruchtscheinen gezogene Sorten, die jedoch fast jedes Jahr, wenigstens spät, ihre Früchte zur Reife bringen. Nach der Einführung der Frühpflirsche aber kann man sagen, daß der Pflirschbaum auch dort noch gedeiht, wo der Wein nicht mehr zur Reife gelangt. In guten Weinbergslagen werden allerdings die Früchte eher reifen und in Folge dessen werthvoller sein, aber auch in wenigen günstigen Lagen werden die Früchte noch zur Reife gelangen und hierin liegt der hohe Werth der amerikanischen Frühsorten. Ganz besonders aber möchte ich den Gärtnern und Gartenbesitzern ans Herz legen, ob nicht an dieser oder jener Außenwand ein passendes Plätzchen zu finden ist, an welches man einen oder einige Frühpflirsche pflanzen könnte. Die geringe Nähe, welche das Anheften und Schneiden der Zweige verursacht, würde sich hundertfach lohnen, besonders da, wo Absatz für frisches Obst vorhanden ist.

Zum Anpflanzen in den Weinbergen oder da, wo man größere Anlagen davon machen will, in besonderen Gärten, benutzt man gewöhnlich starke einjährige Bepflanzungen und schneidet solche nicht zurück, sondern überläßt sie sich selbst. Hochstämmig eignen sich die Frühpflirsche weniger gut, da in manchen Jahren infolge ihrer großen Fruchtbarkeit der Fruchtansatz ein so reich ist, daß die Äste abbrechen. Bleibt der Pflirschbaum sich selbst überlassen, so bildet sich eine Pyramide, welche sich dann durch das Absterben der jungen Triebe zu einem Halbstamm entwickelt. In solcher Form kann der Baum bei allzureichem Fruchtansatz besser gestützt oder auch durch Ausbrechen eines Theiles der noch unentwickelten Früchte entlastet werden.

Der Pflirschbaum verlangt einen gut bearbeiteten, tiefgründigen Boden. Wer eine ganze Anlage davon herstellen will, pflanze die Bäume in einem Abstande von 3 Meter im Verlande. Bei einer solchen Neuanlage sollte man ja nicht unterlassen, das ganze Grundstück zu rigolen, gerade, wie man es bei Neuanlage eines Weinberges thut. Wenn diese Arbeit zu kostspielig dünkt, dem möchte ich nur bemerken, daß sich eine Frühpflirschanlage auf eine Reihe von Jahren im Durchschnitt berechnet zehnmal besser verzinst als der ertragreichste Weinberg. Wer nur einige Pflirsche pflanzt, der stelle mindestens 1 Meter im Durchmesser haltende und 75 Centimeter tiefe Baum-

gruben her. Da wo der Boden nicht kalkhaltig ist, muß gehörig Kalk, am besten in Form von Bauschutt beige-mischt werden. Der Kalk ist zur Ausbildung des Fruchtsteins vor allen Dingen nöthig, fehlt er, so fällt die Frucht frühzeitig ab. Allzu magerer Erde kann man durch Beimischung von Compost nachhelfen, man hüte sich aber, den Boden zu fett zu machen, da der Pflirschbaum sonst leicht vom Harzfluß befallen wird. Im Allgemeinen liebt der Pflirschbaum immer mehr mageren, als fetten Boden, und wird in einem Garten, der gut im Stand erhalten ist, kaum eine Düngung nöthig sein.

Als beste Pflanzzeit für die Pflirsche möchte ich das Frühjahr anrathen, denn obgleich gut ausgereiftes Holz derselben sehr widerstandsfähig gegen die Kälte ist, so dürfte dies weniger der Fall sein, wenn es sich um frisch gepflanzte Bäume handelt.

Als zum Anbau empfehlenswerthe Sorten führe ich folgende an: Amödens Juni, Frühe Silber, Früh Beatrix, Gale's Frühe, Frühe Alexander, Frühe May von Briggs, Rivers Frühe und Waterloo.

Die Düngung von Wiesen mit Thomasschlacke.

Das landw. Centralblatt für das bergische Land bringt in seiner letzten Nummer ein Referat über die letzte Versammlung des landw. Hauptvereins, speziell Mittheilungen über Resultate bei der Anwendung von Thomasschlacke und Kainit auf Wiesen. Nach den in der Versammlung mitgetheilten Erfahrungen stieg der Ertrag einer Wiese in dem einen Falle von 44 Ctr. auf 150 Ctr., in dem anderen Falle sogar von 47 Ctr. auf 161 Ctr. Dabei betrugen die Kosten der Düngung auf den Morgen = $\frac{1}{4}$ ha nur 11 Mk. Nach weiter mitgetheilten Erfahrungen hat sich aber gleichzeitig ergeben, daß die Düngung mit Thomasschlacke allein wohl für einige Jahre ausreicht, außerordentliche Mehrerträge zu erzielen; daß dabei aber die Gefahr nicht ausgeschlossen ist, daß nach einigen Jahren der Ertrag zurückgeht, falls nicht zugleich mit Kainit gedüngt wird. So wurde ein Fall aus der Praxis mitgetheilt, bei welchem schon nach vier Jahren der Erfolg nach der Thomasschlackendüngung ganz erheblich zurückging; als man dann aber zugleich Kainit anwandte, der Ertrag sofort wieder ganz bedeutend stieg. — Ähnliche Erfahrungen werden aus der Eifel, aus der Gegend des hohen Venus, mitgetheilt. Dort wurden vom Jahre 1879 bis zum vorigen Jahre große Düngungsversuche mit Thomasschlacke und Kainit auf den Wiesen ausgeführt, zugleich die Erträge genau gewogen. Dabei stellte sich heraus, daß ungedüngt der Ertrag pro Morgen = $\frac{1}{4}$ ha im günstigsten Falle nur 16 Ctr. ergab, während der Durchschnittsertrag sämtlicher gedüngten Flächen pro Morgen auf 41 Ctr. stieg. Dabei ist noch besonders hervorzuheben, daß sich zugleich eine ungemein günstige Verbesserung der Qualität des Futters ergab. Denn während der durchschnittliche Eiweißgehalt des dort geernteten Futters bis dahin kaum 9 pCt. betrug, der Fettgehalt 1,5 pCt., stieg der Eiweißgehalt schon nach der zweiten Düngung auf 12 pCt., in einem Falle auf 15 pCt., und der Fettgehalt auf 2,8 bis sogar 3,2 pCt. Die Düngungskosten betrugen durchschnittlich rund 10 Mk.; der Mehrertrag an Heu 25 Ctr., der erzielte Geldwerth reichlich 80 Mk. Das entspricht einer Verzinsung des Düngkapitals, abgesehen von der außerordentlichen Verbesserung des Futters, von 700 pCt. Diefem ganz erstaunlichen Resultate wird mit Recht das Folgende zugefügt: Gutes Heu bildet überall die Grundlage der guten Fütterung; denn nicht nur ist solches das naturgemäße Futter des Rindviehs, es enthält auch zugleich die sämtlichen Nährstoffe in einer den Thieren durchaus zugänglichen Form. Unsere Landwirthe klagen heute über geringe Rentabilität der Wirthschaft, und nicht nur hinsichtlich des Ackerbaues, sondern auch hinsichtlich der Viehzucht. Ueberall ist man bestrebt, besseres Vieh einzuführen und dadurch dessen Qualität zu verbessern. Das beste Vieh ohne vorzügliches Futter wird aber niemals das leisten, was man erwartet. Heute führt Deutschland jährlich an Rindvieh 170–180,000 Stück ein und zahlt dafür an das Ausland ca. 40 bis 50 Millionen Mark. Würde man nun überall dazu kommen, die reichlich 40 Millionen Wiesen, die Deutschland hat, nicht mehr als Stiefkinder der Wirthschaft zu betrachten, sondern ihnen das zu bieten, was ihnen naturgemäß zukommt, so würde Deutschland nicht nur im Stande

sein, das vorhandene Vieh in bester Weise zu ernähren, sondern auch leicht so viel Vieh mehr zu produziren, als nöthig ist, den eigenen Bedarf zu decken und uns so vom Auslande vollständig unabhängig zu machen.

Die Behandlung des Stalldüngers.

Der Stallmist ist der unentbehrlichste Dünger in der Landwirtschaft, weil er nicht nur alle wesentlichen Pflanzennährstoffe enthält und durch seine Zersetzung dem Boden und den Pflanzen zuführt, sondern den Boden auch physikalisch sehr günstig beeinflusst, wo kein anderer Dünger es zu thun vermag. Er bildet bei seiner Zersetzung Humus und dieser bindet den zu lockeren und lockert den zu bindigen thonigen Boden, regulirt die Feuchtigkeitsverhältnisse im sandigen und thonigen Boden, erwärmt den Boden, erhöht seine Absorptionskraft für Pflanzennährstoffe, macht den Boden mürb, leichter bearbeitbar, schließt die mineralischen Pflanzennährstoffe auf, indem er bei seiner Zersetzung Kohlensäure entwickelt, die bekanntlich ein Lösungsmittel für betriebs alle mineralischen Bestandtheile des Bodens ist.

Ein Stück Großvieh produziert jährlich etwa 10,000 bis 15,000 Kilo Stallmist, der immerhin einen schönen Werth repräsentirt, sofern er möglichst frisch und ohne Verluste zur Anwendung gebracht wird. Die Hälfte des Werthes vom Stallmist kann verloren gehen durch Verluste an Stickstoff, Ammoniak und Aschenbestandtheilen, bei einer Düngerbehandlung, wie wir sie als landesüblich leider nicht nur in kleinen, sondern auch in größeren Wirthschaften, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, finden. Hierdurch geht der Viehbefitzer alljährlich einer recht schönen Geldsumme verlustig.

Auf zwei Wegen vermindert sich der Werth dieses Stalldüngers, entweder durch Verflüchtigung oder durch Auswaschung bezw. Versäuerung. Als erste Forderung für rationelle Düngerbehandlung haben wir aufzustellen die Verhinderung jeglichen Verlustes durch Auswaschung und Versäuerung mittels zweckmäßiger Düngergrabenanlage. Die Sohle derselben muß gepflastert oder betonirt und mit Gefälle vom Rand her versehen sein, damit alle Flüssigkeit nach der Mitte zu sich bewegt oder in der Richtung der Oeffnungen der Jauchegrube, welche entweder unter oder neben der Düngerstätte, mit überwölbter oder betonirter Decke versehen, angebracht sein muß. Der Rand der rechteckförmigen, am besten auf der Nordseite des Stalles (der geringeren Besonnung wegen) angebrachten Düngerstätte muß unter allen Umständen 20–30 Centimeter höher sein, als der Boden des Hofes, damit das zusammenlaufende Wasser stets rings um die Düngerstätte weg, aber nie in sie hineinlaufen kann, auch nicht beim stärksten Regen. Bei größeren Anlagen pflegt man dem Pflaster der Düngerstätte am Rande eine entsprechende, 20–30 Centimeter hohe Wölbung zu geben, die nach außen sich allmählig in eine rings um die Düngerstätte führende Steingasse verflacht, welche letztere das bei starkem Regen im Hof zusammenfließende Wasser abzuführen hat. Diese abgerundete Erhöhung des Randes der Düngerstätte gestattet ein bequemes allseitiges Zu- und Abfahren, was in Wirthschaften mit starker Gespannviehhaltung beim Mistfahren eine große Erleichterung bietet.

— Allerlei Praktisches. —

— Zum Wiesenwässern. Wo wir Gefälle haben, beriefeln wir; wo wenig Gefälle ist, flauen wir das Wasser ein. Wenn wir Sumpf- und Moorflächen betrachten, so sehen wir nur schlechte Gräser fortkommen und ist dieser Umstand auf das stehende Wasser zurückzuführen, welches im Boden Säuren erzeugt; suchen wir diesem Uebelstande auf mehr flach liegenden Wiesen dadurch vorzubeugen, daß wir nicht zu lange einstauen, höchstens 10 Tage, und dann das Grundstück wieder gehörig abtrocknen, erwärmen und durchlüften lassen.

— Stalldünger für Obstbäume. Der frische Stalldünger wird den Obstbäumen gegeben, gleichviel ob Acker oder Wiese, unter und im Kreise der Baumkrone ausgebreitet, soweit die Äste reichen; dadurch kommt aber nicht der frische Mist an die Wurzel, sondern bloß die Säfte desselben, und zwar nicht allein, sondern mit der in der Erde befindlichen Feuchtigkeit.

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 17.

Sonntag, den 28. April 1895.

II. Jahrgang.

Befehlt und doch getroffen.

Humoreske von W. v. Stabler.

(Nachdruck verboten)

Sonntag wars. Die Vögel jubilirten im Walde und aus der Ferne tönten die Kirchenglocken. Ringsum die satten Farben des Laubgrüns, zwischen dem die Sonnenstrahlen spielten. Alles athmete tiefen Frieden. Aber kein Friede zog in die Brust des Gerichtsassistenten Alfred Sauerwein, der auf einem Baumstumpfe saß und auf die vor ihm liegende Jagdtasche mit dem noch unberührten Frühstück starrte. Zur Rechten lehnte die noch warme Doppelflinte, zur Linken ruhte der zottige Waldmann von seiner Unthätigkeit aus, keiner freiwilligen, denn sein Herr hatte ihm keine Gelegenheit gegeben, seine Kunst im Hasen-Apportiren zu beweisen.

Stumpf und gefühllos saß Alfred Sauerwein da. Nur wenn es leis in den Büschen raschelte, streckte er mechanisch die Hand nach der Flinte aus, ließ sie aber gleich wieder muthlos sinken.

Und wieder raschelte es, wieder erhob sich die Hand, die er aber freudig emporstreckte, als er Marie, des Försters Töchterlein, vor sich stehen sah.

„Wieder nichts getroffen, Alfred?“ fragte sie halb schelmisch, halb theilnehmend.

„Nein, nein, ich habe einmal kein Talent, zur Jägerei. Ich wünschte, ich wäre nie auf die dumme Idee verfallen, mich als Nimrod zu zeigen, dann hätte mir Dein Vater die thörichte Bedingung nicht gestellt.“

„Und Du hättest mich nie kennen gelernt,“ sagte Marie in vorwurfsvollem Tone.

„Das ist wahr, ich bereue. Aber ist es nicht eine geradezu kindische Bedingung, zu verlangen, ich solle mindestens einen Hasen schießen, ehe ich mich um Deine Hand bewerbe — bewerbe, denn es ist immerhin fraglich, ob dann die Zustimmung erfolgt. Der reine Hohn!“ schloß der junge Mann, indem er das Gewehr mit dem Fuße umstieß.

„Nein, Du thust meinem Vater Unrecht. Die Bedingung wäre ja an und für sich sonderbar, aber ihre Begründung nicht so sehr. Papa meint, ein Mann der keinen sicheren Blick und keine feste Hand habe, sei für das praktische Leben untauglich.“

„Und glaubst Du wirklich, daß ein geschossener Hase —“

„Papa glaubt es, und von seinem Standpunkte als Förster kann man das begreifen.“

„Als ob heutzutage die Ehemänner wild wüchsen! Glaubst er, daß seine Tochter die einzige ist —“

„Alfred!“

„Es entfuhr mir so, Marie. Natürlich liebe ich nur Dich allein —“

„Du weißt doch, daß Du nicht der einzige bist, der sich um mich bewirbt —“

„Nun ja, auf den Gutsbesitzer Schlochowski kannst Du allerdings stolz sein. Ein Wittwer mit fünf Kindern und lahm dazu!“

„Besitzt aber in den Augen meines Vaters die Vorzüge, sein Freund und recht wohlhabend zu sein.“

„Während ich nur ein kleines Gehalt und eine noch kleinere Rente besitze. Freilich da muß die Wahl Dir schwer fallen.“

„Du bist ungerecht. Ich sprach von meinem Vater nicht von mir. Ich will nur Dich allein, und wenn Schlochowski zehnmal so reich wäre, und Du ganz arm.“

„Da ich aber keinen Hasen schießen kann —“

„Darüber wollte ich mit Dir sprechen. In den nächsten Tagen wird das große Hasentreiben veranstaltet, welches alljährlich stattfindet, worauf der Transport nach der Stadt stattfindet. An einem dieser Tage beurlaube Dich und stelle Dich hier zur Jagd ein. Mein Geschäft ist es, die geschossenen Hasen zu zählen und auf den Wagen zu laden. Nun, auf ein Paar mehr oder weniger wird es da nicht ankommen —“

„Ich verstehe.“

„Das will ich hoffen. Und wenn Du von den Hasen den richtigen Gebrauch gemacht hast, giebst Du sie mir wieder zurück, damit Dein Gewissen nicht allzusehr belastet wird.“ . . .

Einige Tage nach diesem Gespräch fand die von Marie erwähnte Jagd statt. Wir finden den Gerichtsassistenten auf demselben Platze, an dem wir ihn verlassen haben, mit einer gewissen Behmuth die noch warmen Hasenleichen betrachtend, welche Maria ihm durch eine vertraute Botin gesandt hatte. Gerade wollte er die Hasen, welche in einer horizontalen Reihe lagen, in eine geschmackvolle Lage bringen, d. h. damit es so aussehen sollte, als habe er sie an verschiedenen Stellen, an welchen

er sie geschossen, liegen gelassen, als schon hinter den Bäumen der grüne Rod des Försters sichtbar wurde.

„Sie hier?“ rief dieser überrascht, „wir haben doch heute nicht Sonntag, lieber Sauerwein? Aber was ist das? Haben Sie diese Hasen selbst geschossen?“

„Allerdings sagte der Angeredete mit fester Stimme.

„Liefen die vier Hasen in derselben Reihe vorbei, in welcher sie hier liegen?“

„Allerdings.“

„Aber Sie haben doch nicht alle vier mit einem Schuß niedergestreckt?“

„Nein, ich gab die beiden ersten Schüsse meiner Doppelflinte auf die beiden Vordersten ab. Dann lud ich —“

„Und die beiden Hintersten liefen nicht fort?“

„Nein, sie schienen über den Fall der beiden Vorderen überrascht zu sein und stugten — so lange, bis ich fertig geladen hatte, und die beiden anderen auch schießen konnte.“

„Im Jägerlatein sind Sie mir über,“ lachte der Förster, „aber,“ setzte er ernst hinzu, „durch diese Leistung sind Sie in meiner Achtung nicht besonders gestiegen.“

Damit entfernte er sich, den armen Sonntagsjäger in einer verzweifeltten Stimmung zurücklassend.

„Und jetzt will und werde ich gerade einen Hasen schießen!“ rief er aus, „und dann werf ich ihn dem Förster vor die Füße, und seine Tochter mag er verheirathen, an wen er will!“

Er ließ sich auf ein Knie nieder, erhob die Flinte und wartete gespannt. Nach einigen Minuten sah er in größerer Entfernung etwas Braunes durch das Gebüsch huschen. Ob es ein Hase war? Nun, wenn es ein Reh ist, desto besser! Er zielte und drückte ab. Ein Schrei aus rauher Männerkehle ertönte.

„Gewiß ein Treiber!“ dachte der Jäger, und warf die Flinte mit der Ruhe der Verzweiflung in's Gras. Er hörte Stimmen, Flüche, Hundegebell — es zog Alles wie im Traume an ihm vorüber. Endlich kam der Förster.

„Haben Sie geschossen?“

„Ja.“

„Sie haben Schlochowski in's Bein geschossen, noch dazu in sein Lahmes.“

Das war wenigstens Gewißheit und nun kam Leben in den unglücklichen Schützen.

„Wenigstens kein Mord!“ rief er. „Aber man wird sagen, ich hätte absichtlich auf meinen Nebenbuhler geschossen. Soll ich mich den Gerichten stellen?“

„Machen Sie keine Dummheiten und warten Sie ab. Hoffentlich kommen Sie mit den Kurkosten davon. Alles hängt von Schlochowski ab. Ich werde sehen, was ich für Sie thun kann. Aber — die Marie schlagen Sie sich aus dem Kopfe.“

Einige für den Gerichtsassistenten qualvolle Wochen vergingen. Er vermied es, sich nach dem Schicksale seines Opfers zu erkundigen, und selbst, daß Marie nichts von sich hören ließ, so schmerzlich es ihm sonst war, hatte wenigstens das Gute, daß sich seine Lage vorläufig nicht schlimmer gestaltete. Nur nichts Neues hören!

Eines Tages brachte ihm der Kanzleidiener im Bureau die Nachricht, daß ein Herr im Wartezimmer sei, der ihn zu sprechen wünsche. Alfred ging in das

Zimmer und sah — Schlochowski vor sich, ohne dessen Begrüßung zu erwidern, rief er:

„Ich weiß, Sie wollen mich verklagen. Wollen Sie wegen fahrlässiger Körperverletzung, oder —“

„Schnicksnack!“ unterbrach ihn der Gutsbesitzer. „Sehen Sie an mir nichts Auffälliges?“

Er ging einige Male im Zimmer umher.

„Ja, ich glaube, Sie — waren — früher an einem Beine —“

Total lahm, war ich, stimmt. Da kam Ihr famoser Schuß, er zerschnitt mir eine dumme Sehne, welche die ganze Lahmheit verschuldet hat. Sechs Wochen mußte ich mit Beinschienen gepanzert im Bette liegen, und nun habe ich ein paar gesunde Beine, wie andere Menschen auch.“

„Gott sei Dank!“ rang es sich von Alfreds Lippen.

„Und da hat mir das Mädel, die Marie, keine Ruhe gelassen. Mich heirathen würde sie doch im Leben nicht, sagte sie. Aus Dankbarkeit, meinte sie, müßte ich Ihnen eine gute Frau verschaffen. Na, mit der Dankbarkeit ist das so'ne Sache. Wenn man so mir nichts, dir nichts einen Schuß ins Bein kriegt, — aber seien Sie ruhig, junger Mann, die Sache ist geordnet. Der Förster hat seine Einwilligung gegeben, Sie können die Marie kriegen, d. h. wenn Sie noch wollen.“

Eine kräftige Umarmung seitens des Gerichtsassistenten hinderte den Gutsbesitzer seine Rede zu Ende zu bringen.



Familien-Nachrichten.

Planderei von A. M. Witte.

(Nachdruck verboten.)

Erst das Nahe, dann das Entfernte! Vom engbegrenzten Kreise der einzelnen Menschen bis zu den weltbewegenden Ereignissen der Schaubühne des Lebens! — Die weiblichen Wesen greifen zumeist erst nach den Zeitungsbeilagen, in denen die Familien-Nachrichten verzeichnet stehen, ehe sie sich in den Leitartikel vertiefen die Wahlanglegenheiten studiren oder sich der Umsturzvorlage zuwenden.

Und liegt solch großes Unrecht darin? — Ist nicht in fast jeder dieser Anzeigen eine Geschichte enthalten, welche von Glück oder Trauer, von hoffnungslosem Streben, gekröntem treuen Ausharren oder — getäuschter Hoffnung spricht? — Man muß nur im Menschenauge zu lesen verstehen, dann wird man, ohne Dichter zu sein, erkennen, daß äußerliches, sogenanntes „Glück“ nicht immer mit innerem Glück identisch ist, und der zauberhafte Nimbus, den ausnahmslos jeder Backfisch mit dem Begriffe „Braut“ vereint, oft in ernste Pflichterfüllung, oft auch in bitterem Schmerz sich auflöst. —

Vier Anzeigen lauten gleich: Wir beehren uns die Verlobung unserer Tochter . . . mit dem Herrn . . . anzuzeigen. Nur die Namen sind verschieden. Sehr verschieden steht es auch in den Herzen der betreffenden Bräute aus! — Die erste von ihnen, ein reiches, hübsches, junges Mädchen, lernte vor acht Wochen ihren Verlobten kennen, einen eleganten, lebenswürdigen Offizier; die

pekuniären Verhältnisse, die Stellung konvenirte den beiderseitigen Eltern, das junge Paar befindet sich auf dem Gipfel der Glückseligkeit und — glücklich werden die kurzen Wochen des Brautstandes vergehen.

Die zweite Anzeige betrifft ein Paar, das sich vor acht Jahren das Wort gegeben und nun endlich das Ziel geduldigen Harrens erreicht hat. Auch sie sind glücklich, aber anders als das erste Paar. Der duftige Schmelz ist von der Blüthe gefallen. Die Braut hat schon Sorgen kennen gelernt. Sie wird eine ernste Frau werden und sich zuweilen in stillen Stunden die Frage vorlegen: „Ist er so glücklich geworden, wie er es einst erwartete, da du in den langen, trüben Jahren doch eine Andere geworden bist, als das heitere, harmlose Mädchen, das er in erster Jugendzeit geliebt?“ —

Die dritte Braut heirathet auf Wunsch der Eltern. Sie begräbt glückliche Zukunftssträume, still gehegte Hoffnungen — ihrer Familie zu Liebe. Das Glück der Ihren zu sichern, opfert sie die früheren Ideale, legt sie ihre Hand in die des ungeliebten Verlobten. Sie wird ihm aus Dankbarkeit für das, was er den Ihren thut, eine pflichttreue, ergebene, sorgende, aber keine beglückte Gattin sein, ihr Wegweiser durch das Erdenleben heißt „Pflicht!“, aber nimmermehr „Glück!“

Die vierte Anzeige betrifft ein sechszehnjähriges Mädchen. Sie hat nichts bedacht, nichts überlegt bei dem ernstesten Schritt ihres Lebens — sie ist die erste Braut unter den Freundinnen, das genügt ihr vollkommen. Sie denkt an ihr Brautkleid, welchen Schnitt es haben, welcher Schneider es anfertigen soll, — der Ernst dieser Zeit, die Prüfung, welche der Brautstand sein soll, geht spurlos an ihr vorüber. Wohl ihr, wenn Schuld und Reue ihr fern bleiben!

Doch weiter, zu den Vermählungsanzeigen.

Hauptmann N. zeigt seine Vermählung an. Er ist noch Hauptmann zweiter Klasse und weder er noch seine Braut sind vermögend. Da muß sich der alte reiche Onkel, auf dessen Hilfe sie nicht zu zählen wagten, doch wohl erbarmen und die Kaution gegeben haben. Wie glücklich wird das junge Ehepaar sein!

Forstassessor B. heirathete auch. Da er noch nicht Oberförster ist, scheint er bei einer Regierung angestellt; früher wollte „ihr“ Vater es nicht zugeben, obwohl sie Beide vermögend.

General von W. — Elfriede von N. Sie haben ihre Verlobung damals nicht angezeigt, dennoch ist die Welt nicht überrascht. Die Frau Generalin ist nicht mehr jung, sie führte dem verwitweten Schwager schon längere Zeit den Haushalt — bringt den verwaisten Nichten ein liebendes Herz entgegen und — hat niemals Ideale gehabt. Sie hat nichts zu opfern brauchen und versteht zu repräsentiren. Nicht nur in den Augen der Welt hat sie das Rechte erwählt.

„Eine Tochter geboren“. Nach zehnjähriger kinderloser Ehe. In Gedanken sieht man ein seliges Elternpaar sich über die Wiege des kleinen Erdenbürgers neigen.

Dieselbe Annonce bei dem Majoratsbesitzer Grafen D. sagt das Gegentheil, da — sieben Töchter — ohne Vermögen — wenn kein männlicher Erbe geboren wird, fällt das Vermögen an eine entfernte Seitenlinie.

Die verschiedenen Eigenschaften, welche den Kindern zugelegt werden, verrathen auch zuweilen Manches.

„Ein prächtiges Mädel“, „ein derber Junge“, lassen auf einen in Wahrheit erfreuten Vater schließen, da er noch Sinn für solche Nebenbemerkungen hat.

Den schärfsten Kontrast bilden zu den vorher besprochenen Anzeigen die Todesanzeigen. Schließen doch fast ausnahmslos alle mehr oder minder eine Kette von Herzeleid, Kummer und Sorge in sich. Wenn eine Familie ihren „Ernährer“ beklagt, sehen wir in Gedanken zu dem Kummer um den Verlust von Gatten und Vater sich das bleiche Gespenst der Sorge gesellen. Wenn eine Mutter bei der Geburt ihres Kindes stirbt, glauben wir das Antlitz des Mannes zu sehen, wie es fast vorwurfsvoll auf das kleine Wesen schaut, dessen Leben die Mutter mit dem Tode bezahlte.

Ob Anzeigen kurz und bündig sind, ob sie in langen Zeilen die Tugenden der Verstorbenen melden, wer will abwägen, welcher Schmerz der größere ist, welche Wunde am frühesten heilen wird?! —

Vielleicht finden wir die Wittwe, die „gramgebeugt und fassungslos ihr Alles in das Grab sinken sieht“, viel früher unter den Verlobungsanzeigen wieder, als jene, welche nur kurz den Tod des geliebten Mannes meldet. Vielleicht auch — hoffentlich selten — ist der Tod als Erlöser gekommen und scheidet zwei Herzen, welche sich niemals verstanden haben, welche nur aus Furcht vor dem Gerede der Menschen nicht schon früher durch das Gesetz sich trennen ließen. —

So strömt aus scheinbarer Prosa uns Poesie entgegen, welche besonders das weibliche Herz noch beliebig mit reichster Phantasie ausschmücken kann, und darin mag vielleicht auch das Interesse der „Weiblichkeit“ für Familien-Nachrichten begründet sein.



Für unsere Frauen.

Klassische Reklame. Im Depeschensaal des „Echo de Paris“ war dieser Tage ein auf Seide gedruckter Theaterzettel ausgestellt, den ein Freund des Blattes aus Venareas eingekauft hat. Unter dem Titel „Fasana Hosh Koba“ findet sich folgende Ankündigung des eingeborenen Theaterdirektors: „... Das Stück, welches ich für Euch gewählt habe, ist dem berühmten „Othello“ des Shakespeare entnommen; es wird Euch gefallen, ich leiste dafür jede Bürgschaft. Besonders lenke ich Eure Aufmerksamkeit auf die Scene des Durbar mit ihrer Unmasse von Fadelträgern, alle in prächtigen Kleidern. Noch schöner ist vielleicht die Dschungel-Scene, wo ein langbärtiger frommer Mann dem Monde entsteigt, ohne daß der in den Dschungeln jagende Othello den gottesfürchtigen Greis bemerkt. Bald darauf werdet ihr unter einer Gartenbrücke wirkliches Wasser sehen, dessen melodiöses Riefeln das Echo des Balbes wecken wird, wo bunte Vögel lauter Kurzweil treiben. Süß ist Vogelgesang, aber noch süßer ist die Stimme des Weibes, deren Gesang den Rhythmus edler Bewegungen begleitet. Sehr lustig ist das Bild der den Strom durchschwimmenden zwei Affen, deren jeder ein Bündel Wäsche auf dem Rücken trägt, der Wäscher sucht sie schwimmend zu erreichen — darum heißt dieses Intermezzo auch die Wäscher-Scene. Zum Schlusse kommen die tragischen Momente, die, das muß ich Euch im Voraus sagen, sehr stark sind; der wüthende Othello nähert sich mit blankem Degen dem Bette der Desdemona, deren rührendes Flehen Euch das Herz zerreißen wird. Ein schmerzliches Schauspiel, besonders der lang andauernde Todeskampf mit seinem von Seufzern unterbrochenen Röcheln. — Diesem Schauspiele folgt die komische Scene „Chunyan und Runyan“ und noch manches Andere, was Euch überraschen wird. Verschiden Preise.“

Für Haus und Herd.

Maitweinessenz-Vereitigung. Man gieße über ein größeres Quantum gereinigten Waldmeisters ungefähr 1 Liter Wasser, lasse die Pflanzen eine halbe Stunde lang darin „ziehen“ und schütte alsdann die Flüssigkeit in ein ziemlich großes Glasgefäß. Ueber daselbe Maitraut wird nun 1 Liter weißer Wein und nach diesem 1 Liter Spirit gegossen, und diese Mischung noch eine halbe Stunde zu dem Wasser in die Flasche gefüllt, tüchtig geschüttelt und dann auf kleinere Flaschen abgezogen. Dieses Verfahren soll nach Mittheilung in der Zeitschrift „Fürs Haus“ auf der Beobachtung beruhen, daß jede der drei genannten Flüssigkeiten andere aromatische Bestandtheile des Waldmeisters auflöst. 2) 4 Theile von im Aufblühen begriffenen Waldmeistertraut werden mit 10 Theilen wasserfreiem Alkohol übergossen und in gelinder Wärme stehen gelassen. Das Glas, in welchem das Ausziehen vor sich geht, wird mit Thierblase überbunden, in welche man als Sicherheitsventil eine Stednadel sticht. Nach vier bis sechs Tagen zieht man den grünlich gefärbten, stark riechenden Alkohol durch weißes Filtrirpapier in kleine Gläser. Die Essenz ist frei vor allem Nebengeschmack, der stets eintritt, wenn zur Digestion wasserhaltiger Weingeist verwendet wurde. Zu einer Flasche Wein genügen 1 bis 2 Theelöffel Essenz.

Schädlichkeit der Dämpfe von Petroleum. Manche Personen haben die Gewohnheit den Docht einer brennenden Petroleumlampe herabzuschrauben, um sie als Nachtlicht zu benutzen. In diesem Zustande raucht jedoch der Docht oft sehr stark, und das Zimmer füllt sich mit Dämpfen, wodurch häufig schon bedeutliche Krankheitsfälle hervorgerufen wurden, ja sogar von Todesfällen, die dadurch hervorgerufen wurden, liegen Beispiele vor. Es ist deshalb dringendst zur Vorsicht zu mahnen.

Goldkörner.

Wie eine Blume schön und duftig,
Wie Sternenlicht so still und rein,
Ein treues Herz voll heißen Glühens:
So soll das Weib dem Manne sein.

Man sollte meinen, daß Seestaaten schlechte Handelsstaaten sind, da sie doch die besten Geschäfte zu — Wasser machen.

Halb nur hilft dem Armen die tägliche Gabe des Reichen,
Hilf ihm, daß er selbst sich helfe, so hilfst du ihm ganz.

Die ganze Welt ist ein einziger großer Gerichtshof, denn alle Welt — klagt jetzt.

Briefkasten.

M. N. in Braubach. Gewiß giebt es darüber eine gesetzliche Bestimmung. Dieselbe lautet dahin, daß weiblichen Personen, welche eine Ehe eingehen, bevor sie in den Genuß einer Invaliditäts- oder Altersrente gelangt sind, ein Anspruch auf Erstattung der Hälfte der für sie geleisteten Beiträge zusteht, wenn die Beiträge für mindestens fünf Beitragsjahre entrichtet worden sind.

Unwissende in Marienberg. 1) Ja, Sie bedürfen der Einwilligung Ihrer Mutter zur Verheirathung und zwar bis zum vollendeten 25. Lebensjahre. 2) Sie könnten, wenn Ihnen die Einwilligung grundlos verweigert wird, auf richterliche Ergänzung derselben gegen Ihre Mutter klagbar werden.

Hans von R. hier. Die Hornschalen an den Messern wieder gerade zu strecken, lege man sie einige Zeit in ganz heißes Wasser, wodurch die Biegsamkeit bewirkt wird, strecke sie nun mit einer Presse, unter deren Druck sie bis zum vollständigen Erkalten bleiben müssen.



Räthselecke.

Arithmogryph.

1 6 8 9 10 11 1 2 3 4	Höhenzug.
2 8 9 6 11	Blume.
8 6 7 5	Bindemittel.
4 2 5 5	Schutzbau.
5 2 7	Ein herannahender Freund.
10 3 8 9 10 11	Vogel.
7 8 3 2 5	Religion.
8 2 3 5	Schmackhafter Fisch.
9 10 6 11	Dickflüssige Substanz.
6 3 3 2	Mädchenname.
11 6 7 5	Poetischer Rhythmus.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten ergeben eine wohlriechende Pflanze, welche im Mai häufig Anwendung findet.

Wer erräth's?

Die Erste malt in Roth; die Kunst scheint dir zu schmecken,
Die fert'ge Malerei würd'st du wohl gar verstecken.
Die Zweite malt in Blau; es sind nur blaue Flecken,
Doch lachte Niemand noch, dem sie gemacht zum Schrecken.
Das Ganze malt in Grün, oft großer Wände Strecken;
Da freut sich Jede Frau: Gott führt den Malerheden.

Scherz-Fragen.

Wer treibt sein Geschäft in die Länge und wird doch zur rechten Zeit fertig?
Welches Thier ist das stärkste?
Wo haben die Flüsse kein Wasser?
Wo wird das Wasser am theuersten verkauft?
Welcher Vogel hat keine Flügel, keine Federn und keinen Schnabel?



Auflösungen der Räthsel aus Nr. 16.

1. Buchstaben-Räthsel:

B
R A D
T O R D A
A R B A R A
T R A U M
A R T
A

2. Arithmogryph: Zeiger. Anna. Gera. Eier. Gran. Geiz. General. Zänge. Venz.

„General-Anzeiger“.

3. Wer erräth's? Arm—selig. — Armfelig.

Richtige Räthsel-Lösungen sandten ein: Emma Nieß, Castellstraße, Franz Reul, Hans und Gretchen, J. L., Heinrich von R., Obertertianer W. L., sämmtlich in Wiesbaden; H. Reisenberger in Diebrich, Gustav Schmidt in Westerburg und Eina Frankenbach in Hahn im Taunus.

